Kampftage an der Yser.

Luigi Barzini schreibt im „Corriere della Sera“:

„Der Frührotschein im Osten breitete sich wie blasser Mondesglanz über den bewölkten Himmel. Auf den Straßen verzog sich das geheimnisvolle Hin und Her von Truppen und Bagagewagen, das in der Nähe der Stellungen am Abend erwacht und bei Morgengrauen verschwindet. Das Tageslicht findet immer eine herzbeklemmende Einsamkeit auf der trostlosen Flur. Seit mehreren Tagen war das nächtliche Leben auf den Schlachtfeldern lebhafter geworden. In Poperinghe sah ich eines Abends, als ich von Ypern zurückkehrte, an den Wegrainen lange Reihen von französischen Infanterieregimentern, marschbereit, finster, schweigsam, unbeweglich, starr, mit aufgerollten Fahnen. Ein General nahm die Parade ab, langsam, beim Schein einer Laterne, die ihm ein Unteroffizier vorantrug. Die Gesichter der Soldaten tauchten einzeln blitzartig aus dem Dunkel auf, bärtig, grimmig, verwildert, und der unsichtbare Blick des Generals ruhte einen Augenblick auf jedem Mann. Ein Funke zitterte über jedem Kopf: es war das funkelnde, blanke Bajonett. Später wurde ich in Bergues, auf der Straße nach Dünkirchen, zwischen den alten Basteien eine Stunde lang durch einen Aufmarsch von Zuaven und Turkos aufgehalten. Schiffer, die am Kanalrande vor ihren langen Barken kauerten, sagten erklärend: „Sie wollen Roulers wiedernehmen!“ Seit Monaten hatte die Straße nach Furnes in den langen, eisigen Winternächten einen so fieberhaften Verkehr nicht mehr gesehen. Auf langen Wagenburgen kamen bis aus Calais in der Dunkelheit Balken und Bretter, Brücken, Flöße und Stege, ein ganzes neues Baumaterial für den Wasserkrieg an der Yser. Von Zeit zu Zeit blieben die in Nebel gehüllten Wagen, die beim Aufblitzen von Scheinwerfern einen gespenstischen Eindruck machten, auf ein Kommandowort von Meldereitern, ein: „Halt! Platz da! Halt!“, stehen. Und dann sah man auf der freigemachten Straße, in dem vom Widerschein der Laternen beleuchteten Straßenschmutz, aus dem nebligen Dunkel unter dumpfem Getöse etwas Schweres, Plumpes auftauchen. Von einer mächtigen Maschine gezogen, erschien, auf der massiven Lafette unter metallischem Klang erzitternd, eine lange Kanone, ganz grau, mit verstopftem Mund. Dann kam eine zweite, dritte, vierte, sechste, achte. . . . Und auf der anderen Seite des Kanals, nach den Dünen zu, hörte man von dem durch rote und grüne Lichtsignale angedeuteten Bahngleise her das Aechzen der mit Munition beladenen Eisenbahnzüge. Auf der ganzen Front, von der Nordsee bis zu den Argonnen, im flandrischen Wiesenland und in den Ebenen der Picardie, auf den Rebenhügeln der Champagne und in den waldreichen Talgründen Lothringens, deckte die Nacht wochenlang die große Vorbereitung. Die Schlacht sollte von neuem entbrennen. Die Schlacht ist von neuem entbrannt. . . .

Bei Anbruch des Tages war die große Bewegung an den Yserstraßen wie verscheucht: sie schien wie ein nächtlicher Spuk mit dem Licht zu verschwinden. Jeder Mann und jeder Wagen erreichten nach und nach ihre Tagesstation und verkrochen sich in irgendeinem Winkel. Nur auf der Straße, die von Oost-Dünkirchen nach Nieuport führt, sah man noch so etwas wie ein buntes Gewimmel: es war eine Kompagnie Guiden zu Rad. Wie ein Schlänglein bewegte sie sich zwischen den Baumreihen, die rings um Nieuport aufragen, fort. Dann war auch sie verschwunden. Und dann sah man auf dem gelben Rücken einer Düne, nach dem Meere hin, ein rasches Vorüberflitzen von schwarzen Pünktchen: im Galopp dahinreitende Afrikaner. Diese Söhne der Wüste müssen wohl auf den Sandhügeln der flandrischen Küste ein wenig an ihre ferne Heimat erinnert werden und so etwas wie ein in Eis erstarrtes Afrika wiederfinden. Und dann sind auch die arabischen Reiter verschwunden, und allüberall herrschte tiefste Einsamkeit. Plötzlich aber drang durch das beklemmende Schweigen der einförmigen Ebene ein dumpfes Rollen und Grollen. Die Schlacht war erwacht! Die ersten Schüsse wirkten wie ein Signal. Bald darauf herrschte, so weit der Horizont reichte, ein betäubendes Toben und Tosen. Der Saum des parkartigen Waldes von Nieuport war mit bläulichen Flämmchen gesprenkelt, und es ging wie ein Weiterleuchten darüber hin. Unsichtbare Geschütze gaben ihre Anwesenheit nur durch solche Lichtscheine kund. Den aus der Nähe kommenden kurzen Schüssen antwortete ein Summen und Schwirren und Brausen, ein unaufhörliches Donnern und Knallen zwischen den Dünen. In der großen Einöde offenbarte sich die Schlachtfront nur auf diese Weise, durch ihre Stimme. Eine phantastische Riesenschlacht, von der wie nur ein winziges Zipfelchen zu sehen bekamen. Ein Schnellzug, der längs dieser ganzen Kampffront dahinsausen würde, würde an zehn Stunden durch den Sturm von Feuer und Stahl jagen müssen. . . .

Der Horizont war finster, aber klar, wie vom Regen reingewaschen. Hinter Wulpen tauchten eine nach der andern die toten Ortschaften auf, zwischen deren Trümmern der Kampf mit großer Erbitterung sich festklammert. Nur die Kirchtürme geben noch Kunde von alten diesen Orten. Aber es sind nicht mehr die charakteristischen spitzen Türme der nordländischen Kirchen; sie haben ihr Friedensprofil, das wie ein Sinnbild des Gebets zum Himmel ragte, verloren; ihre schlanken Formen sind unter den Granaten zusammengebrochen. In der Schlacht haben die Glockentürme sich in Wartttürme gewandelt: sie haben etwas Kriegerisches, Massives, Herausforderndes angenommen und machen den Eindruck von Ueberresten alter Burgen. Aus den Trümmern eines jeden Dorfes ragt ein solch nackter, einsamer, trutziger Turm empor. Zwei Türme deuten Nieuport an. Ringsum nichts mehr von den spitzen Giebeln, die das Kennzeichen der Stadt waren, nichts mehr von Kirchendächern: die ganze Stadt ist zusammengebrochen und zu Boden gesunken, aber der Glockenturm (Beffroi) und der Templerturm sind geblieben. Neben dem Beffroi sieht man vom Feuer geschwärzte zertrümmerte Strebepfeiler und Säulen der eingestürzten Kirche, einen Wald geborstener Stümpfe, die das Mitleid der Vorübergehenden anzuflehen scheinen. Der Templerturm aber, der einsam an der Stadtgrenze steht, beobachtet den Feind. Der graue Turm, der an zehn Jahrhunderte alt ist, der schon da war, als Nieuport noch nicht in seinem Schatten erstanden war, ist jetzt, wo Nieuport tot ist, noch immer da. Er und der Glockenturm scheinen die Grabdenkmäler eines Häuserfriedhofes zu sein. Nach dem Meere zu, in weiter Ferne, erschien hinter dem Schleier eines bläulichen Rauches ein anderer vierschrötiger Turm: der Glockenturm von Lombartzyde, dessen Füße im Blute stehen. . . .

Die Ortschaften der flandrischen Küste lehnen sich nicht ans Meer: sie sind an der Vegetationsgrenze, zwei, drei Kilometer vom Ufer entfernt, erstanden. Hinter ihnen, bis zu dem von der Flut gepeitschten Strande, erstreckt sich eine trockene, sandige, verwilderte Zone, längs welcher die Dünen ihre welligen, launisch gestalteten Kruppen erheben. Seit einigen Jahren hat Ostendes Glück jeden Ort hier verleitet, sich am Meeresstrande eine sommerliche Villen- und Hotelfiliale einzurichten. Auf der einen Seite der Düne eine Reihe alter, ernster flämischer Oertchen, auf der anderen moderne Vergnügungsstätten. So gehört zu Nieuport Nieuport-Bains, zu Lombartzyde Lombartzyde-Plage. Und die Schlacht tobt in dieser Zone zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen Flur und Ozean auf den Sandwogen. . . . Es ist ganz unmöglich, zwischen diesen weichen Sandhügeln einen Schützengraben anzulegen. Bei jedem Schaufelstoß fließt der Sand langsam zurück und füllt das Loch wieder aus. Die Soldaten beschränken sich darauf, Nischen zu graben: hier versinken sie wie in einem Bade. Nach ein paar Kampfstunden verschwindet der ganze Körper, und nur Köpfe und Schultern ragen noch hervor aus dem gelblichen Sande, der das Blut der Wunden trinkt, und in dem die Toten bereits begraben sind, ohne daß man erst lange Gräber zu graben braucht. . . . Das Charakteristische dieser Schlachten ist die Unbeweglichkeit. Die Stunden, die Tage verfliegen, und die Stellungen ändern sich scheinbar nicht im geringsten. Die Gegner kommen einander nur zentimeterweise näher. Die kurzen Sturmangriffe beginnt man kriechend und schleichend, nach langen Vorbereitungen. Die Eroberung eines Schützengrabens ist mühsam wie die Einnahme einer Festung. Ganze Bataillone können auf einer Strecke von hundert Metern niedergemäht werden: die Entfernungen haben hier daher einen ungeheuren Wert. Ein Meter bedeutet so viel wie ein Kilometer in der Feldschlacht. Alles läßt sich auf solche Maße zurückführen. Das Ziel einer langen kriegerischen Operation kann eine auf Rufweite liegende Verschanzung sein. Es gehört oft wahres Heldentum zur Eroberung eines Wiesenstückes oder eines Grabenrandes. Für das Auge eines fernen Beobachters sind die Truppenverschiebungen gar nicht wahrzunehmen. Für die Gefechte ist die Handfläche die Maßeinheit und der Tag das Zeitmaß. Es ist der Kampf der Giganten mit der Taktik von Liliputanern. . . .“

Die Engländer in Frankreich.

½4 Uhr des Morgens im „Hotel du Commerce“ in Boulogne. Die Räume des Hotels sind von Tabaksrauch und Lärm erfüllt. Ein paar schottische Kavalleristen tanzen ihren „Hornpipe“; im Zimmer singt die Wirtin, deren Mann irgendwo an der Front steht, zusammen mit einem Krankenwärter, der der glückliche Besitzer eines Schmalztenors ist, „Long, long ago“ (Lang, lang ist's her) . . . Ein paar englische Zeitungsberichterstatter sitzen mit einem Dänen, dem Vertreter von „Politiken“, zusammen und unterhalten sich. Die Stimmung ist flau. Der älteste der englischen Kriegsberichterstatter sagt: „Das ist der elendste Krieg, den ich je mitgemacht habe.“ Er war mit Kitchener in Aegypten und hat alle neueren englischen Feldzüge begleitet. Natürlich spricht er vom journalistischen Gesichtspunkte. „Die Sache ist die, es ist nicht unser Krieg. Wäre es unser eigener Krieg gewesen, wären wir an die Front gekommen. Nun aber müssen wir Rücksichten nehmen auf die Wünsche der Verbündeten und auf die Bestimmungen in ihrem Lande. Die französischen Journalisten dürfen ja überhaupt nicht mehr der Front nahe kommen, und die Wirksamkeit der englischen Berichterstatter beschränkt sich darauf, hier umherzusitzen, die Berichte der Offiziere entgegenzunehmen und sie journalistisch zu verarbeiten. Gibbs ist allerdings im Feuer gewesen, aber er war mit dem Roten Kreuze . . .“

Die Stimmung ist flau. Man spricht über das englische Heer in Frankreich. Die ersten Truppen, die herüberkamen, ja, das waren Kerntruppen, ausgezeichnete Leute, und vom besten Geiste erfüllt. Es waren die Mannschaften, die sich aus bloßer Begeisterung auf Kitcheners Ruf gemeldet hatten — die erste halbe Million. Wie viel von dieser ersten halben Million bereits nach Belgien und Frankreich herübergeschickt worden ist, das wird amtlich nicht gesagt, das darf nicht gesagt werden. Aber was sicher ist, ist dies, daß der Krieg bereits furchtbare Lücken in diese ersten Reihen gerissen hat. Viele sind tot, verwundet oder kampfunfähig gemacht. Und nun die Ersatzmannschaften, die herüberkommen — das ist eine andere Klasse, in mehr als einer Hinsicht.

Melancholisch und bekümmert unterhalten sich die Engländer im rauchigen Wirtszimmer des Hotel du Commerce davon, daß man in England ebenso wie anderwärts die Anforderungen an die neuen Rekruten hat herabsetzen müssen. Ueber steife Beine, mangelhafte Augen und ähnliche kleinere Gebrechen mußte man hinwegsehen — man mußte! Und es fehlt an Offizieren, um diese neuen Mannschaften auszubilden: die Offiziere sind ja zum größten Teile in Frankreich gefesselt! Wo soll da eine gute Ausbildung herkommen? Die Hoffnung der Engländer, die die Dinge mit nüchternen Augen sehen, wie sie sind, bildet das Pfadfinderkorps des Generals Baden-Powell, von dem sie Ersatzmannschaften von echtem militärischem Geiste erwarten.

Deutsch-englische Weihnachtsfeier im Schützengraben.

Folgender Feldpostbrief wird uns zur Verfügung gestellt:

Brüssel, 29. Dezember 1914.

Lieber Freund!

Vor allen Dingen die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre. Auch unser neues Jahr scheint für uns ganz gut anzufangen, denn wir, das heißt unsere Brigade, ist nach schwerer Zeit aus der Gefechtslinie abgelöst worden. Ich liege seit wer weiß wie lange zum erstenmal wieder in einem Bett und kann mich mit zwei Decken zudecken. Acht Wochen lagen wir im Schützengraben bis an die Knie im Wasser, 100 Meter den Engländern gegenüber. Am Weihnachtsheiligabend erhielten wir die freudige Nachricht, daß wir längere Zeit nach Brüssel kämen zur Besatzung. Es kommt einem ordentlich komisch vor, wenn man mal wieder in geordnete Verhältnisse kommt.

Eine kaum glaubliche Episode muß ich Dir noch mitteilen. Nach der Bescherung rückten wir am ersten Feiertag früh um 2 Uhr nach dem Schützengraben auf drei Tage aus. Als wir uns in der Deckung häuslich niedergelassen haben, fängt ein Kamerad auf der Harmonika an zu spielen „Stille Nacht, heilige Nacht“. Alles singt dazu. Als wir nach der dritten Strophe über die Deckung nach den Engländern sehen, bemerken wir, daß dieselben andächtig herüberlauschen.

Die Engländer haben sich sehr darüber gewundert, daß wir nicht herüberkamen. Sie pflanzten dann auf ihrer ganzen Deckung kleine weiße Fähnchen auf, doch kamen auch sie nicht mehr aus ihren Löchern, denn am Nachmittag fing unsere Artillerie an, das Gelände abzusuchen, sonst hätten wir uns die letzten drei Tage im Schützengraben sehr erträglich machen können. Aber solange ich lebe, werde ich diesen Tag nicht vergessen. Wer das nicht selbst erlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, wie einem da zu Mute ist. Schon am Vormittag konnten wir des dichten Nebels wegen spazieren gehen wohin wir wollten, und ich sagte zu meinem Kameraden Schläger, mit dem ich nach Messines ging, wir können heute die schönste Frühpromenade machen, ohne von den Engländern bemunkt zu werden.

Grüße alle Kameraden und Kollegen von mir, wenn Du Gelegenheit haben solltest, nach Berlin zu kommen und auch Du sei gegrüßt von Deinem Freunde Rudolf.

In einem anderen uns zugesandten Feldpostbriefe wird der hier geschilderte Vorgang in ähnlicher Weise dargestellt. Auch von eng-

---

6]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

Ein Plätschern und Rieseln von Tropfen an der Mole weckte ihn. Ein kräftiger Arm hob sich über das Bollwerk dicht neben ihm, als langte die Tiefe nach ihm herauf. Da durchkroch ihn plötzliches Entsetzen. Doch dann schwang ein nackter, aufrechter Körper sich aufs Pflaster, und der Schwimmer, den er ganz vergessen hatte, stand einen Augenblick vor ihm, groß und muskulös, und sprang dann an ihm vorbei zu einem Verschlag hin.

Der Schrecken saß Bauder noch in den Gliedern, als er landeinwärts ging — Ohnmacht! Und die Furcht vor dem Dunkel, von der er sich nicht immer durch Ueberlegung befreien konnte — Ohnmacht!

Er war zu müde, seine Wunden aufzureißen; das eine Wort Ohnmacht barg alles in sich. Und er ließ sich in den Schlaffheitszustand gleiten, der sein einziger Schutz gegen Gram und Bitterkeit war. Er dachte nicht mehr, sondern ging weiter und summte das Wort Ohnmacht dumpf und eintönig vor sich hin.

Aus einem Badehäuschen kam ihm ein üppiges junges Weib entgegen. Sie glühte vom Bade und warf ihm einen feurigen Blick zu, der ihn weckte. Da wurde er böse, und sein Gesicht nahm den abstoßendsten Ausdruck an. Was für armselige Wesen die Weiber doch waren, daß sie das begehrten, was selbst Wanzen und anderes Ungeziefer verschmähten! War das wirklich ein Punkt, in dem ihm das Leben seine Gunst noch nicht entzogen hatte, oder hatte nur sein Geschlecht sie erglühen lassen? — Der Frauen waren wohl so viele, daß sie vorliebnehmen mußten, und vielleicht hatten sie sogar eine kleine perverse Neigung zum Schwachen, Lebensuntüchtigen. Vielleicht liebkosten sie es und erhielten es am Leben aus dem gleichen Grunde, aus dem sie aus dem Starken Mark und Kraft sogen . . . in der unbewußten Erkenntnis, daß sie sich dadurch selber in die erste Reihe schwangen. — — —

3.

Das Abstinenzlerheim war ein verfallener roter Fachwerkbau mit offenem Tor nach einem Hof hin, wo Bauernwagen hielten. Von dem Torweg führte eine Tür in die niedrige Schenkstube, deren eine Endwand aus einem altmodischen Büfett mit einer kleinen Schranke davor bestand. Gleich an der Tür hatte ein Tabaktisch mit zwei Behältern seinen Platz, von denen der eine Tabak, der andere Pfeifenasche enthielt. Die Wirtsstube nahm die ganze Breite des Hauses ein, und unter den Fenstern zu beiden Seiten standen kleine Tische, auf deren Platten Bierlachen glänzten und Zeitungen mit dunkelbraunen Flecken herumlagen. Auf den Tischen standen halb- und ganzgeleerte Gläser und Flaschen, immer umgeben von einem Ring von Nässe; auf dem äußersten Tisch in der Ecke stand gebrauchtes Kaffeegeschirr, und um die Zuckerschale zankten sich unzählige Fliegen. Ueberall sah man Fliegen: auf den Tischen, im Sande auf dem schmutzigen Fußboden und in den hölzernen Spucknäpfen, die an jedem Tisch standen und von braunen Strahlen umringt waren. Die Fliegen füllten die Luft mit dumpfem Gesumm. An den Fenstern nach der Straße hin saßen mehrere Arbeiter, die Domino um Bier spielten.

Karl blieb verwirrt an der Türe stehen. Er mußte verkehrt gegangen sein. Das war ja eine richtige Kellerkneipe mit vollgespucktem Fußboden, Bierresten allerorten und dicker Luft von summenden Insekten und alten Bierdünsten — ein richtiges Interieur für Trinker von Fach. Am Büfett hing eine große Tafel, auf der der Schenkwirt aufschrieb, was nicht bar bezahlt wurde; und durch eine offenstehende Tür im Hintergrunde konnte er in eine etwas nettere Stube sehen, wo ein Billard und ein paar gepolsterte Stühle mit zerrissenem Bezug standen. „Wahrscheinlich für das bessere Publikum!“ dachte er und schritt mit starkem Unbehagen vorwärts. Trotz dem Schild draußen über dem Tor deutete alles darauf, daß er sich in einer gewöhnlichen Kneipe befand; und die Illusion wurde vollständig, als der Wirt nach Verlauf von einigen Minuten vom Hof hereinkam; er hatte eine weiße Leinenschürze vor, der Korkzieher hing ihm an einem Bande um den Hals, und mitten im Gesicht prangte eine große rote Nase.

„Ah, Sie sind vielleicht der Herr, dessen Sachen vorhin gekommen sind?“ fragte er zuvorkommend.

„Ja — aber ich glaube, es ist ein Irrtum.“

„Ein Irrtum — äh — wie beliebt?“

„Ja, ich wollte nämlich ins Abstinenzlerheim.“

„Aber da sind Sie ja ganz richtig,“ meinte der Wirt verwundert.

„Dann bin ich der Dumme. Ich meinte bloß, es sähe hier nicht recht aus wie in einem Abstinenzlerheim.“

„Soso, das meinten Sie?“ entgegnete der Wirt gekränkt. „Wie sieht es denn aus, wenn ich fragen darf? Steht's etwa nicht schon überm Tor geschrieben? Oder wollen Sie mir eine andere Wirtschaft nennen, wo man keine alkoholhaltigen Getränke führt, um ein anderes Beispiel zu nehmen? Und hier kriegt man schwedisches Sodawasser für fünfzehn Oere, während alle anderen zwanzig dafür nehmen — sind das nicht Beweise genug? Wenn Sie aber hier in der Stadt etwas entdecken können, das mehr einem Abstinenzlerheim gleicht, mir soll's recht sein.“ Er machte Miene zu gehen, doch Karl hielt ihn zurück.

Es tat ihm leid, daß er den Mann ohne gültigen Grund verletzt hatte, und er sagte:

„Sie müssen wirklich entschuldigen, wenn ich Sie gekränkt haben sollte. Es ist sehr gegen meinen Willen geschehen und beruht ausschließlich auf meiner Unwissenheit.“

„Bitte, bitte!“ brummte der Wirt und begann, die Billardtafel abzuwischen.

„Das große Büfett hat mich verwirrt,“ fuhr Karl fort. „Ich glaubte, Abstinenzler tränken nur Sodawasser und Malzbier.“

„Hab ich's mir doch gleich gedacht, daß es daran lag,“ sagte der Wirt mit verschmitztem Lächeln, „das Büfett da hat schon mehr Leute irregeführt . . . hähähä! Ich will Ihnen sagen, auf einer Auktion hab ich es gekauft aus dem Nachlaß eines Restaurateurs, als ich diese Stellung hier übernahm. Im übrigen gehören Gebäude, Einrichtung und alles dem Verein, aber ein Büfett wollte man nicht anschaffen; man meinte genau wie Sie, daß es in einem Abstinenzlerheim überflüssig sei. Da kaufte ich es für mein eigenes Geld, und ich muß sagen, es hat mir meine Auslagen mit Zinseszinsen wieder eingebracht. — — — — Soso, nur Sodawasser und Malzbier?“ rief er nach einem Weilchen lachend aus. „Ich will Ihnen was sagen, Herr, Sie haben merkwürdige Vorstellungen von uns Abstinenzlern. Ich dachte übrigens, Sie selber wären einer, da Sie hierher gekommen sind.“

„Das bin ich in der Praxis auch, denn ich trinke nur Wasser. Aber Mitglied irgendeines Vereins bin ich nicht.“

„Wasser — das ist ein bißchen dünn. Und wer zum Kuckuck möchte wohl Abstinenzlerwirt sein, wenn alle Abstinenzler wären wie Sie! Sehen Sie, manche sind es, manche sind es nicht, aber alle wollen einen Ort wissen, wohin sie gehen können, um einen hinter die Binde zu gießen, denn das liegt nun einmal so in der menschlichen Natur. Und wenn

lischer Seite wird diese Weihnachtsfeier auf dem Schlachtfelde bestätigt. So teilt die „Frankf. Ztg." aus der „Morningpost" den Brief eines höheren Offiziers des Hochland-Regiments mit, in dem es heißt:

„Am Nachmittag des Weihnachtsabends fühlten wir wirklich den Hauch des heiligen Festes. Es war ein wundervoller roter Sonnenuntergang. Harter weißer Frost trocknete unsere regendurchtriefften Laufgräben aus. Dann ging hinter der feindlichen Linie der Mond bleich auf, und selbst die furchtbare Stacheldrahtversperrung fing an, in dem zarten Licht zu blinken. Ein schwacher Gesang tönte zu uns herüber, der immer stärker wurde, bis die Töne über unsere Linien schwebten. Ein Lied folgte dem anderen und ein klarer wundervoller Tenor klang aus allen Stimmen heraus. Einzelne der Lieder waren englisch. Plötzlich begannen wir auf unserer Seite mitzusingen. Nicht ein Schuß wurde abgegeben, alles war ruhig; nur ganz in der Ferne hörte man ein dumpfes Brüllen der Geschütze. Alles war friedlich und guten Willens. Dann riefen uns Stimmen ein „Fröhliches Weihnachten" zu und wir antworteten.

Am Weihnachtsmorgen ging dann die Sonne mit glänzendem Lichte auf, während über der Erde Nebel lagerte. Kein Schuß wurde abgegeben. Wir alle verließen nach dem Frühstück unseren Graben. Wir hatten alle Weihnachtskarten vom König und der Königin empfangen und waren alle stolz darauf. Die Deutschen hatten an diesem Tage auch Gelegenheit, ihre Toten zu begraben, die zwischen den beiden Linien lagen.

Es ist schrecklich zu denken, daß man den einen Tag so sehr miteinander in Frieden verkehren kann, und daß man am anderen Tage sich damit beschäftigen muß, sich gegenseitig umzubringen. Aber wir hatten doch ein wirkliches Weihnachtsfest. In der Nacht des zweiten Feiertages wurden wir bei heftigem Schnee aus unseren Laufgräben herausgenommen und befinden uns augenblicklich für kurze Zeit in einem sehr angenehmen Quartier."

Kleines Feuilleton.

Vulkanausbruch auf Hawaii.

Der Ausbruch des Vulkans Mauna Loa, der nach mehr als einem Jahrhundert von seinem Schlummer erwacht ist, und seine Flammen bis hoch in den Himmel hineinsteigen ließ, hat die Bewohner von Hawaii mit furchtbarem Entsetzen erfüllt. Wie Berichte aus Honolulu melden, wurden die Insulaner geradezu von einer Panik befallen, denn sie glaubten, daß die große Göttin des Feuers, Pele, beleidigt worden sei und nun schreckliche Rache nehme. Aus diesem Grunde veranstalteten sie feierliche Pilgerfahrten zu dem Krater und opferten der erzürnten Göttin heilige Ohia-Beeren, um den Zorn der Göttin zu besänftigen und die Strafen vom Lande abzuwehren. Inmitten dieser seltsamen Zeremonien unternahmen die Vulkanologen ihre wissenschaftlichen Beobachtungen, denn was die Eingeborenen so sehr erschreckte, war für die modernen Gelehrten von höchstem Interesse. Auf die Kunde von dem Ausbruch des Vulkans eilten verschiedene Naturforscher herbei, unter ihnen Professor L. A. Jaggar, der der Leiter der Station am Rande des alten Vulkans Kelauea ist. Nach Jaggars Ansicht gehört der Ausbruch des Mauna Loa zu den interessantesten der jüngsten Zeit; er war von außerordentlicher Stärke und beträchtlicher Dauer. „Die erste weiße Rauchsäule," so teilte er mit, „wurde kurz vor vier Uhr nachmittags bei Pahala beobachtet, sie wuchs mit reißender Schnelle von der Nordseite des Mauna Loa-Gipfels empor; dann folgten vier andere Säulen, und als die Nacht kam, waren diese Dampfströme glänzend erleuchtet von dem hellgelben Licht, das von der Lava darunter ausging. Es war ein großartiges Schauspiel von atemberaubender Macht, an dem man sich um so mehr erfreuen durfte, als kein Schaden angerichtet wurde."

Grammatisches von den Kriegsschiffen.

Wie Dr. Walter Vogel in einer Abhandlung über „Die Namen der Schiffe im Spiegel von Volks- und Zeitcharakter" zeigt, liebt das Deutsche, ähnlich dem Englischen — wo sich das Schiff aus einem Neutrum zu einem Femininum umgewandelt hat und stets als „she" bezeichnet wird — es nicht, vom Schiff als etwas Sächlichem zu sprechen, trotz dem natürlichen Geschlecht des Wortes. Es spielt da ein interessantes Stück Völkerpsychologie mit. Bei allen Nationen wird das Schiff auf einen Eigennamen getauft: es hat eben in viel höherem Grade etwas Besonderes, auf sich Gestelltes, als etwa ein Haus, und wird deshalb nicht so leicht zur bloßen Nummer herabsinken. Der Gebrauch der argentinischen Flotte, die als Kriegsschiffsnamen „25. Mai" und „9. Juli" führt, widerstreitet dem nur scheinbar — hier erinnert das Datum an eine revolutionäre Umwälzung in der Reichsgeschichte. Nur wo die Schiffe sozusagen in Masse auftreten und eines wie das andere aussehen, bei den Torpedobootsflottillen und Unterseebooten, ist die bloße Numerierung der Schiffe aufgekommen, wovon jedoch Japan eine merkwürdige Ausnahme macht, das für seine silbergrauen Torpedoboote den lyrischen Sprachschatz bemüht und solche angenehmen Schiffchen „Hatsuhara", „Vorfrühling", oder „Oboro", das ist der durch Nebel scheinende Frühlingsmond, oder „Junagi", „Abendstille" und so ähnlich weiter tauft. Ueberall aber wird das einzelne Schiff, vor allem das Kriegsschiff — bewußt oder unbewußt — zum persönlichen Wesen, und das drückt sich auch in auffallenden Inkonsequenzen des deutschen Sprachgebrauches aus. Meist wird ihm das Geschlecht seines Eigennamens beigelegt; man sagt der „Fürst Bismarck", die „Nixe", der „Panther" usw. Aber auch da fehlt die Folgerichtigkeit: man hört fast allgemein die „Gneisenau", die „Stosch" . . . „Wahrscheinlich", bemerkt Vogel, „hängt dies damit zusammen, daß man bei manchen Schiffen unwillkürlich die Bezeichnung der Schiffsklasse hinzudenkt, also z. B. bei den letztgenannten eigentlich sagen will „die Fregatte Gneisenau" usw. Wie sehr überhaupt im Deutschen die Neigung besteht, Schiffe als weiblich aufzufassen, geht daraus hervor, daß man ganz allgemein Kriegsschiffe mit einem sächlichen Eigennamen, etwa Länder- oder Städtenamen, als weiblich behandelt und ohne grammatische Skrupel die „Deutschland", die „Emden", die „Karlsruhe" sagt. Immerhin fehlt hier noch die erlösende feste grammatische Formel.

Fische als Chamäleons.

Auch der Ozean hat seine Chamäleons. Dr. Townsend, der Direktor des New Yorker Aquariums, macht in einem wissenschaftlichen Bericht Mitteilung von seltsamen Fischen, die ihre Farbe verändern, je nachdem das Meer stark oder schwach erleuchtet ist, ob das Wasser still steht oder sich in Bewegung befindet, und je nachdem ob diese Chamäleonfische hungrig oder gesättigt sind. Es scheint auch, daß die Färbung dieser Fische von gewissen instinktmäßigen Regungen, wie z. B. Furcht oder Zorn, abhängig ist. In manchen Gebieten des Mittelmeeres gibt es z. B. einen Fisch, der von Natur rotbraun mit grauen Flecken ist. Es kommt aber vor, daß dieser Fisch plötzlich die Farbe verändert und ganz weiß wird, ohne auch nur einen einzigen dunklen Flecken zu zeigen. Und derselbe Fisch vermag plötzlich ganz schwarz zu werden, wobei nur die Bauchseite weiß bleibt. Unter gewissen Umständen wieder verfärbt er sich völlig kupfern. Dann und wann zeigt der Ozeanbewohner weiterhin schneeweiße Streifen, die sich von den Flossen bis zum Schwanz hinziehen. Der seltsame Fisch kann bis zu einem Meter lang werden.

Auch eine gewisse Hechtart verändert nach Dr. Townsends Bericht fortwährend ihre Farbe. Einmal zeigt dieser Hecht eine feine, perlgraue Färbung, die durch kleine dunkle Flecken unterbrochen ist, mit Ausnahme des Schwanzes, der wie von schwarzem Samt überzogen scheint. Dann entdeckt man plötzlich, daß der Rücken scharlachrot geworden ist, wobei am Bauch kleine rotblaue Flecken hervortreten. Einen Augenblick später, sobald das Wasser im Aquarium in Bewegung gesetzt ist, werden die Flecken dunkler. Bei Nacht aber wird dieser Hecht ganz weiß. Viele dieser Chamäleons des Meeres, die in größeren Tiefen leben, zeigen eine ausgeprägte rote Färbung, die sich fast über den ganzen Fischleib hinzieht. Es gibt außerdem einen derartigen Fisch, dessen Maul an eine Schweineschnauze erinnert, und dessen Farbe ununterbrochen zwischen Schwarz und Weiß wechselt. Bei anderen wieder schwankt die Färbung zwischen Rot und Blau. Der Farbenwechsel vollzieht sich teils langsam, teils schnell, oft ganz plötzlich ohne jeden Uebergang. Es ist in der Regel völlig unmöglich, die eigentliche Ursache dieses Phänomens ausfindig zu machen.

Homerule im Gefängnis.

Der neue Direktor des großen amerikanischen Staatsgefängnisses von Sing-Sing, Thomas Mott Osborne, hat „ein neues System der Gefängnisdemokratie und -justiz" eingeführt. Er gewährt den Verbrechern vollständige Selbstverwaltung und behauptet, damit die besten Erfolge zu erzielen. In Sing-Sing hatte sich eine Vereinigung der Gefangenen gebildet, die sich „die Brüderschaft des goldenen Gesetzes" nannte und aus solchen Verbrechern besteht, die den Glauben an sich selbst und an die Zukunft noch nicht aufgegeben haben. Aus den Reihen dieser Brüderschaft bildete Osborne ein „Kabinett", das die Regierung über das große Gefängnis unter Mithilfe und Aufsicht des Direktors und seiner Untergebenen führt. Auch die Gerichtsbarkeit über ihre Genossen steht diesen Sträflingen zu, und zwar entscheidet der sogenannte „Känguruh-Gerichtshof" über schwerere Verbrechen, wie Aufruhr, Fluchtversuch, Widerstand, Schmuggel usw., während der „Gerichtshof der besonderen Sitzungen" leichtere Vergehen aburteilt. Die rechtsprechenden Verbrecher geben sich nicht viel mit Gesetzesparagraphen ab, sondern sie fällen ihr Urteil nach dem gesunden Menschenverstand und nach einer tiefgehenden Kenntnis ihrer Kameraden. Der Direktor bildet die Berufungsinstanz. Er hält auch öfters Sitzungen mit seinem „Ministerkabinett" ab, um auf diese Weise alle berechtigten Wünsche der Gefangenen zu erfahren und die Vorschläge der „Regierung" entgegenzunehmen. Verschiedene Veränderungen haben bereits in der Verwaltung von Sing-Sing stattgefunden. So ist z. B. die Erlaubnis des Briefschreibens für die Gefangenen bedeutend erweitert worden; der Sonntag, der bisher immer der eintönigste und langweiligste Tag in Sing-Sing war, wird durch Kinovorführungen erfreulicher gestaltet usw. Auch die Rechtsprechung der Sträflinge hat sich nach dem Bericht Osbornes durchaus bewährt. Es wird dadurch eine bessere allgemeine Disziplin erreicht; die Gefangenen bewahren unter der Aufsicht ihrer Genossen bessere Ordnung und zeigen größeren Eifer, so daß viel mehr Arbeit geleistet wird. Die Absicht des Direktors geht dahin, „jedem Gefangenen Gelegenheit zur Besserung zu geben". Vertrauen erzeugt nach seiner Meinung Vertrauen, und die Zuversicht der Verbrecher in ihre eigenen sittlichen Kräfte wird durch die Zuversicht des Direktors gestärkt. „Wenn ich nur ein Prozent von ihnen vor künftigen Verbrechen damit bewahren kann," sagte Osborne, „so bin ich zufrieden. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß es beträchtlich mehr sein werden."

Der Magensaft in der Wundbehandlung.

Professor Freund in Wien hat zur Behandlung brandiger Wunden den künstlichen Magensaft empfohlen. Die ganze Masse des nicht mehr lebensfähigen Gewebes wird hier mit Hilfe eines chemischen Mittels entfernt, die abgestorbenen Gewebemassen werden verdaut und der Gehalt des Magensaftes an Salzsäure wirkt desinfizierend. Eine Befürchtung, daß der Magensaft auch gesunde Gewebe zerstöre, besteht nicht. Die Erfolge mit dieser Behandlung waren sehr günstig, es wurde ein Abfall des Fiebers erzielt, und bei einem Teil der Fälle, die schon zur Amputation bestimmt waren, blieben bei dieser Behandlung die Glieder erhalten. Dr. Gagstetter hat mit der Verdauungsflüssigkeit bei Wunden Versuche angestellt und zuletzt verblüffende Erfolge erzielt. Es handelte sich dabei um Haut- und Unterhautzellgewebe- und selbst Muskelwunden, wie sie hauptsächlich Durchschüsse mit großen Ausschußöffnungen darstellen, die fast nur mit schmierigen, grau-grünen, brandigen Belägen zur Behandlung kamen. Die Abstoffung (Verdauung) der brandigen Massen erfolgt manchmal so rasch, daß über Nacht gesundes Wundgewebe sich bildet. Eine Schädigung des gesunden Gewebes wurde nicht beobachtet. Die Anzahl der behandelten Fälle belief sich auf 80, die Heilungserfolge waren durchweg über alles Erwarten.

Notizen.

— Vorlesungen über Kunst. Am Montag, den 11. Januar, 8½ Uhr, beginnt Dr. Adolf Behne in der Freien Hochschule (Dorotheenstr. 12) eine Reihe von Vorlesungen: „Einführung in die Kunst". — Ueber belgische Kunstschöpfungen spricht Dr. Daun in zwei Vorlesungen an der Humboldt-Akademie. Beginn: 13. Januar in der Lützowstr. 84d, und über: „Die Malerei in Belgien" im Kaiser-Friedrich-Museum. Mittwochs 11—12 Uhr vormittags, Beginn: 13. Januar. — „Der Krieg in der bildenden Kunst" ist das Thema des zehnstündigen Vortragszyklus, den Professor Paul Schubring im Charlottenburger Schiller-Saal am Mittwoch, den 13. Januar, abends 9 Uhr, beginnt.

— Konzertchronik. „Kriegerische Marschrhythmen 1914" heißt eine sinfonische Dichtung des Heidelberger Generalmusikdirektors (!) Professor Dr. Ph. Wolfrum, die unter Leitung des Komponisten im Sonderkonzert zum Besten des Blüthner-Orchesters am 13. d. Mts. (Blüthner-Saal) zum ersten Male aufgeführt wird.

— Der Londoner Sternenhimmel. Zum erstenmal seit denkbarer Zeit ist es in London möglich, die Sterne am Himmel zu sehen; das kommt daher, daß alles überflüssige Licht von den Londoner Straßen verschwunden ist und daß der Lichtschein, der sonst über der Stadt zu sehen war, nicht mehr die Sterne überstrahlt. Die Zeitungen raten ihren Lesern jetzt, den Londoner Winter-Sternenhimmel zu bewundern.

— Das eine vergesse ich nimmermehr . . ." Am 30. November brachten wir ein Gedicht „Im Schützengraben" von dem Kanonenlöter Grenadier Egle. Dieses Gedicht steht jetzt am 5. Januar abends im „Berliner Tageblatt" als Dank eines Musketiers für ein Weihnachtspaket von einem Leser. Der Musketier schmückt sich da also mit fremden Federn. Es wäre erfreulich, wenn das „Tageblatt" diese Sache im Interesse des wahren Verfassers richtigstellen würde.

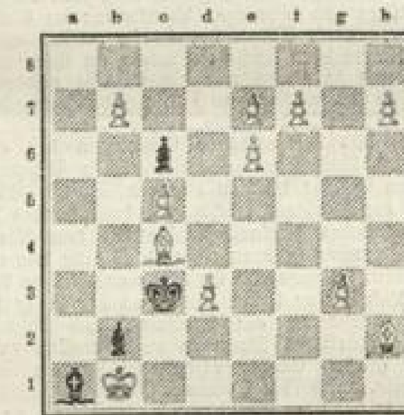
— Prähistorische Funde in London. Einige wichtige Funde aus der Urgeschichte Londons sind in letzter Zeit gemacht und im „London-Museum" aufgestellt worden. So fand man bei Southwark den Backenzahn eines Mastodon, dessen Alter wohl auf zwei Millionen Jahre angesetzt werden kann, und ein Vergleich dieses vorzüglich erhaltenen Zahnes mit einem Pferdezahn zeigt, von welch ungeheurer Größe diese vorsintflutlichen Tiere gewesen sein müssen. Sodann wurden in der Themse zahlreiche Werkzeuge aus der Bronzezeit und der frühen Steinzeit gefunden, darunter ein schön poliertes Feuersteinmesser und zwei prächtige bronzene Nadeln.

— Pfeil und Bogen im gegenwärtigen Kriege. Als die deutsche Heeresleitung in Belgien alle Waffen mit Beschlag belegen ließ, legte sie ihre Hand auch auf Pfeile und Bogen, die man vorfand. Die Belgier meinten zwar, die deutsche Heeresleitung sei wohl ein wenig „nervös", denn es handele sich ja nicht um Kriegswaffen, sondern um Gerätschaften für Wettkämpfe. Die deutsche Heeresleitung scheint aber für diese Maßregel ihre Gründe gehabt zu haben. Aus englischen Blättern erfährt man nämlich jetzt angeblich, es seien mit Hilfe von Pfeilen und Bogen Briefe über die belgisch-niederländische Grenze geschossen worden, und zwar in beiden Richtungen. Dem sollte ein Ende gemacht werden.

— Die Erhaltung der wissenschaftlichen Sammlungen der Bugra. Ein Teil der wichtigsten Ausstellungsgegenstände der Bugra werden als Stiftung für schon bestehende Sammlungen oder als eigene Sammlungen der Stadt Leipzig erhalten bleiben. Das Museum für Völkerkunde erhielt die vorgeschichtliche und völkerkundliche Abteilung der Kulturhalle, das Leipziger Institut für Universalgeschichte die von dem Historiker Karl Lamprecht ins Leben gerufene Ausstellung. Den Löwenanteil der Stiftungen bekommt naturgemäß das deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum in Leipzig. Aus den Gegenständen der Photographischen Ausstellung wird ein Photographisches Museum gegründet. Die Sonderausstellung „Der Kaufmann" will die Leipziger Handelskammer zu einem Handelsmuseum ausgestalten.

Schach.

F. Köhnlein.



4 ‡.

Ausnahmsweise bringen wir oben einen Vierzüger zur Kenntnis unserer Leser, weil er berühmt und einzig in seiner Art ist. Die Lösung lautet:

[illegible]

Die Untervarianten werden auch minder Geübte leicht von selbst finden, sowohl als die Unmöglichkeit von Nebenlösungen. Aus den fett gedruckten Initialen der obigen Lösung erhellt auch von selbst die erwähnte Sonderstellung des Problems.

Evansgambit.

Attakinski — **Defendarow**

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5.

4. b2—b4 Lc5×b4!
5. c2—c3 Lb4—a5!

Wegen Lc5 siehe unsere Spalte vom 25. Dezember. Auf Le7 folgt Db3.

6. d2—d4 . . . . .

Bei 6. 0—0, d6; 7. d4 kann Schwarz sowohl mit 7. . . . Ld7! den Bauer verteidigen, als ihn auch (nach Lasker) durch 7. . . . . Lb6 mit gutem Spiel herausgeben.

6. . . . . . d7—d6!

Bei 6. . . . . ed; 7. 0—0, dc; 8. Db3 rc. entsteht die sogenannte „kompromittierte Verteidigung", in der Weiß einen sehr starken Angriff erlangt. Hingegen führt 6. . . . ed; 7. 0—0, Lb6! 8. cd, d6 zur sogenannt „normalen" Verteidigung, deren ungünstige Folgen für Schwarz wir schon in der Partie der Spalte vom 25. Dezember vorgeführt hatten.

7. Dd1—b3 . . . . .

Wegen Da4 oder d5 oder dc siehe unsere Analyse in der Spalte vom 19. Dezember. Auf 0—0 folgt Ld7! Erwähnt sei noch: 7. Sg5, Sh6; 8. 0—0, Lb6 (auch Ld7!) 9. Le3, ed; 10. cd, S×d4!; 11. S×f7!, S×S; 12. L×f7†, K×L; 13 L×S, Te8 mit Bauernplus.

7. . . . . . Dd8—d7

Dies ist wohl am vorsichtigsten. Bei 7. . . De7; 8. d5, Sd4; 9. Da4† (S×S?, cd4; Db5†, Ld7; D×L, D×e4† ist für Weiß nicht zu empfehlen) 9. . . . . Ld7; 10. D×L, Se2†; 11. Kd1, S×T; 12. Lb2, Sf6; 13. Sbd2, c6 rc. wird Schwarz mit T und B gegen zwei leichte Figuren bei etwas Angriff ebenfalls ein annehmbares Spiel behaupten. In Betracht käme noch 7. . . . ed!; 8. L×f7†, Kf8! rc. Oder 7. . . . S×d4; 8. S×S, e×d4; 9. L×f7†, Kf8!; 10. 0—0, De7 rc. In beiden Fällen ist schwer nachweisbar, daß Weiß den Bauer mit erzwungenem Erfolg wett machen könnte.

8. d4×e5 La5—b6!

Bei 8. . . . S×e5; 9. S×S, de5; 10. L×f7† nebst evtl. Db5† ginge der Bauer doch verloren. (8. . . de?; 9. 0—0 nebst Td1).

9. Lc4—b5 a7—a6
10. Lb5—a4 Lb6—c5
11. c3—c4 Sg8—e7
12. 0—0 0—0
13. e5×d6 . . . . .

Nach Td1, De6 oder nach Sc3, Dd8 droht evtl. Sc6—a5.

13. . . . . . c7×d6
14. Sb1—c3 Dd7—c7

Droht Sa5 nebst S×c4.

15. Sc3—d5 Se7×d5
16. c4×d5 . . . . .

Sonst Sc6—a5×c4.

16. . . . . . b7—b5!
17. d5×c6 Dc7×c6!
18. La4×b5 a6×b5
19. e4—e5? . . . . .

Ungünstig. Aber auch sonst muß Weiß immer mindestens einen Bauer verlieren.

19. . . . . . Lc8—e6
20. Db3—b2 Le6—d5
21. Lc1—e3? Ld5×f3

Verhältnismäßig besser war 21. Sh4 oder 21. Lf4.

22. g2×f3 Dc6×e3
23. Le3×c5 d6×c5
24. Db2×b5 Tf8—b8
25. Db5×c5 Ta8—a4
26. Tf1—c1 Ta4—g4†
27. Kg1—f1 Df3—h1†
28. Kf1—e2 Ta4—e4†
29. Ke2—d2 Tb8—d8†
30. Kd2—c2 Te4—e2†
31. Kc2—b3 Td8—b8†

Aufgegeben.

wir den Leuten nicht entgegenkommen, so gehen sie zum Schankwirt und der kriegt den Verdienst. Aber auf die Art, wie wir die Sache gedeichselt haben, spüren sie gar keine Lust, anderswohin zu gehen und sich der Versuchung auszusetzen, und das Geld bleibt sozusagen in der Familie."

„Die Familie, das sind im vorliegenden Falle wohl Sie?" fragte Karl.

„Jaja, hehe, ja," lachte der Wirt und juckte sich vergnügt am linken Oberarm. „Uebrigens bin ich nicht so schlimm, wie Sie aus meiner Prahlerei schließen könnten — bei mir gibt's niedrige Preise und kein Trinkgeld. Aber ich sage nicht nein, weder zur zweiten noch zur sechsten Runde, wie die richtigen Orthodoxen es verlangen. Meinetwegen mögen die Leute trinken, solange sie können, wenn sie bloß bezahlen. Denn es liegt nun mal in der menschlichen Natur, Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Und sage ich nein, so gehen die Leute einfach ins Wirtshaus. Wir werden von anderen Abstinenzlervereinen nicht recht mitgerechnet, aber die Methode hat sich bewährt, denn wir haben viele Mitglieder im Verhältnis zu der Größe unserer Stadt, und die Lokalitäten hier sind jeden Abend ganz voll Menschen."

In der Schenkstube waren neue Gäste eingetroffen, die ihrer Ungeduld wiederholt durch Klopfen auf den Tisch Ausdruck verliehen. Jetzt erschien ein junger, rotbärtiger Seemann in der Tür und sagte verdrießlich:

„Na, Sörensen, kriegen wir denn nun bald die zwei Weißbier mit Bodenkratzer?"

„Sofort, sofort," erwiderte der Wirt und sprang zum Büfett hin.

„Was ist denn das: ein Bodenkratzer?" fragte Karl, als er zurückkam.

„Eine Zusammensetzung von China und Wermut und noch verschiedenen Gewürzen, — ich habe sie selber erfunden. Eine ganz famose Mischung. Sie meinen ja, Abstinenzler wären auf Soda und Malzbier angewiesen . . . aber wenn Sie mitgehn wollen, werd ich Ihnen zeigen, daß mein Büfett hinter keinem anderen im Königreich Dänemark zurücksteht. Es enthält Weine und Liköre, Angostura und alles, was es an Getränken zwischen Himmel und Erde gibt. Selbst Absinth und Apéritif führe ich — natürlich alkoholfrei. Man will mit den anderen mitgehen; es liegt sozusagen in der menschlichen Natur, daß man sich nicht überflügeln läßt."

(Forts. folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.